



Christian Bach

FREE LUNCH

eine Tragikomödie in sieben Akten

CONTE
VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-936950-82-3

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Christian Bach

© CONTE Verlag, 2009

Am Ludwigsberg 80-84

66113 Saarbrücken

Tel: (06 81) 416 24-28

Fax: (06 81) 416 24-44

E-Mail: info@conte-verlag.de

Verlagsinformationen im Internet unter www.conte-verlag.de

Lektorat: Tina Klinkner

Umschlag und Satz: Markus Dawo

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei GmbH, Saarbrücken

ERSTER AKT

Ouvertüre

*Du meinst, es wäre das erste Mal.
Doch dann erinnerst du dich.*

Technische Hochschule Fridericiana zu Karlsruhe.

Der Tag, an dem die Speys den ganzen Unsinn neu erkannten und nur dahingehend etwas anders machten, dass ein Unsinn mehr begann, krönte sich selbst mit den Worten: »Aufgabe eins ist eh trivial, und Aufgabe zwei geht ganz analog.«

Dieser erste Satz in den »Übungen zu Mathematik I für Wirtschaftswissenschaftler« verdrängte den Verdacht der Zwillingenbrüder Hans und Paul Spey, dass der *Free Lunch* das folgerichtige Ergebnis ihres Studiums sei, so wie die »n plus erste Zahl« in einer geometrischen Reihe, welche der Kausalität einer mathematischen Ordnung genügte. Er verdrängte alle Hoffnungen, die sie mit dieser Hochschule verbanden, und alle Glaubensbekenntnisse, nicht aber ihre Suche oder ihr Ziel. Und er verdrängte alle Gepflogenheiten, mit denen die Speys nun einundzwanzig Jahre glücklich gelebt hatten, so, als hätte es höfliche Nettigkeiten und allgemeine Umgangsformen nie gegeben, so, als gäbe es keine Begrüßungsritualien und keine freundlichen Hallos, wie in etwa die

folgenden: »Guten Abend, ein herzliches Willkommen in meiner Mathematik-Übung!«, oder »Hallo im Wintersemester 1991/92, ich begleite Sie durch die Übungen und Hausarbeitskorrekturen zu Ihren Vorlesungen und freue mich, dass Sie so zahlreich erschienen sind!«, oder einfach nur, »Hallo, ich bin der Peter Fiedler, und ich werde Ihre Freude für die Höhere Mathematik mit Ihnen teilen!«

Das Bassin, gefüllt mit Motivation für junge Studenten, aus dem der wissenschaftliche Assistent Peter Fiedler hätte schöpfen können, wäre endlich tief und groß gewesen, stattdessen aber beließ er es bei den eingangs zitierten Worten, und die Aufgaben als solche blieben unbehandelt.

Zuvor waren die Zwillingbrüder Hans und Paul Spey zwei Wochen lang damit beschäftigt gewesen festzustellen, dass Aufgabe eins und Aufgabe zwei für sie nicht lösbar waren. Natürlich war an ein Nachfragen im Tutoriat nicht zu denken. Ich mische mich nicht ein. Der Erfolg aus Aufgabe eins und Aufgabe zwei war vielmehr neu definiert: Hatte doch die akademische Sprache Einzug gehalten in das Leben der jungen Studenten. Na also.

Sie hatten an den verschiedensten Orten in dieser Welt gelebt, in ländlichen Gemeinden mit Bauernidylle am Morgen, in den bürgerlichen Vorstadtsiedlungen mit ihren öffentlichen Verkehrsmitteln für Berufspendler und Spießer, in Küstennähe und in den Bergen, in Großstädten und Metropolen, im Ausland, bevor ihre Immatrikulation an der Technischen Hochschule Fridericiana sie zurück in ihre Geburtsstadt brachte. Es waren einundzwanzig Jahre auf einer Reise, die bestimmt war von einer Suche, deren Wonach sie nicht kannten – noch nicht –, und so verflogen die Tage auf den Schwingen einer für sie sorgenfreien Zeit.

Es war die Zeit, in der Weltkriege wieder aus der Mode gekommen waren und stattdessen die Kriege kalt geführt wurden. In Berlin trennte man die Klassenfeinde mit einer Mauer, die dann zum

Jubel der einstmaligen Gegner gemeinsam niedergerissen wurde. Die Perestroika wurde zum Gegenstand des öffentlichen Interesses und ließ Tschernobyl vergessen. Alternative Energien wurden entwickelt, weil der Regen immer saurer wurde. Und in den Wäldern hatte man damit angefangen, die toten Bäume zu zählen, während Späthippies auf Demonstrationen für den Weltfrieden Opium und LSD nahmen.

Es war die Zeit, in der demoskopische Hochrechnungen das Aussterben der menschlichen Rasse durch AIDS verkündeten, in der das *Outing* modern wurde und evangelische Würdenträger Homosexuelle trauten.

Es war die Zeit, in der man bei Reisen um den Globus mit Mach 2-Geschwindigkeit die Sonne überholte. Personal Computers wurden entwickelt, um sie am nächsten Tag als überholt durch ihre Nachfolger zu ersetzen.

Und es war die Zeit, als gesellschaftliches *Cocooing* populär wurde und familiäre Zusammenhalte und Strukturen verdrängte. Das Fernsehen bekam bunte Bilder und ersetzte die eigene Kommunikation. Die Liberalisierung des gerade wieder neu entdeckten Selbstverständnisses für Sex hatte sich schon wieder selbst befreit, und ihre einstmaligen Verfechter flüchteten in digitalisierte Pornolandschaften und onanierten alleine. Stil und Geschmack verloren ihre Kontinuität, eine jahrhundertlange Epoche einer Moderichtung gab es nicht mehr. Die Renaissance wurde nie wieder geboren.

Menschen hatten aufgehört, gemeinsam Kathedralen zu errichten, und fingen an, stattdessen alleine ihr eigenes Haus zu bauen. Nächstenliebe wurde als Rudiment der menschlichen Rasse hinter die dicken Mauern verwaister Klöster verbannt, weil das Wirtschaftsleben keine Sonntags-Christen brauchte und davon predigte, dass man sich nur selber helfen könne, und dass man sich selbst der Nächste sei. Es gab keine Helden mehr, weil in der dünnen Masse der Erfolgreichen ihre Protagonisten uniform waren. Es gab keine Kämpfer für Ideale mehr, keine Ritter, weil eine uneigennützig

Schlacht sich für einen selber nicht mehr lohnte. Es gab keine Kreuzzüge mehr, weil ein Glaube an ein Etwas verloren ging. Die aber, die dennoch glaubten und dafür kämpften, wurden belächelt und ernteten den Spott der uniformen Egoisten.

Und in dieser Zeit wuchsen, irritiert durch die raschen Veränderungen um sie herum, die Zwillingbrüder Hans und Paul Spey im totalitären Schutze ihres bürgerlichen Elternhauses auf. Als die Friedensbotschaft von Woodstock zur Befreiung der Welt von ihren gesellschaftlichen Bürden und Spießern wesentlich dazu beitrug, dass der Vietnam-Krieg endete, wurde ihnen von ihren Eltern eingebläut, dass langhaarige, sich liebende Menschen böse seien. In dieser Geborgenheit ihrer Eltern lernten die Zwillingbrüder aber auch, dass für ein friedfertiges Miteinander Werte wichtig sind. Einmal sogar klauten sie mit ihrem Vater Stiefmütterchen aus einer Gärtnereiplantage, weil ihre Mutter sie dafür liebte, dass, wie sie zu sagen pflegte, ihre drei Männer sich so rührend um den Garten kümmerten. Sie beobachteten das Leben ihrer Eltern, das sie selbst nie führen wollten. Manchmal in der Nacht weckte sie das Schreien der Mutter, die unzufrieden mit sich und ihrem Leben war. Dann tröstete sie die Liebe ihres Vaters, der den Zorn der Frau, die er liebte, nicht verstand. Und sie lernten von der Bedeutung und von der Kraft der Liebe, die sich manchmal hinter ihrer eigenen Ohnmacht versteckt. Und einmal hatte ihr Vater zu ihnen gesagt: »Versucht in eurem Leben immer nur das zu tun, was ihr meint, auch tun zu müssen, das, was euch richtig erscheint. Tut es, so oft ihr könnt, und lasst euch von anderen nicht beirren, auch und vor allem dann nicht, wenn es auf dem Weg dahin wehtut. Dieser Weg kann lang sein und steinig, von Einsamkeit beschattet und von Trauer. Oft wird es ein Geländer, das ihn vom Abgrund trennt, nicht geben, und wenn doch, wird es euch nicht stützen, denn ihr selbst habt es erbaut aus euren Zweifeln. Schmerz kann Augen verblenden, und Menschen sehen dann nicht mehr ihr Ziel, aber Schmerz ist ein Teil des Ganzen, er gehört dazu, um Freude

und Glück zu empfinden.« Und so lernten sie von der Hoffnung. Und sie lernten Geduld.

Und sie lernten, dass in der industrialisierten Welt um sie herum die Natur – mit den bäuerlichen Wiesen, die es noch gab, mit den klaren Gebirgsseen und den rauschenden Wäldern, den stürmischen und friedlichen Meeren, die von Greenpeace vor drohenden Ölpest-ten geschützt wurden – zu einer Insel des Glücks wurde.

Aber es war eben auch die Zeit, die es ermöglichte, dass junge Menschen wie die Zwillingbrüder Spey ihre Ziele verwirklichen konnten, frei von gesellschaftlichen oder mobilen Schranken.

Und es war die Zeit, in der sie in dem großen Spiel dieser Welt mit ihren ständigen Umbrüchen endlich mitspielten.

Ihre Reise hatte wieder begonnen.

Und obwohl diese Reise eine andere werden würde als all jene in ihren vergangenen Jahren zuvor, kannten sie sie, ohne es zu wissen. Sie kannten ihre Stationen, weil sie schon dort waren und immer dort sein würden, aber sie wussten es nicht. Sie beschritten die Wege, die sie kannten, und erkannten sie nicht wieder. Und die Erinnerungen, die sie mitnahmen auf diese Reise, waren die Erinnerungen ihres bis dahin zufriedenen und gut gelebten Lebens. Nie enden wollende, bunte Eindrücke von nie enden wollenden, bunten Tagen einer wie die Ewigkeit erscheinenden Zeit von einundzwanzig Jahren würden sie begleiten als Ratgeber und als Wegweiser auf der Suche nach verlorengegangenen Idealen. (Und Hans ahnte, dass diese Zeit viel länger war.)

Und die Geschichten ihres Vaters würden sie begleiten als ein mobiles Zuhause, das sie mitnahmen auf ihre Fahrt, denn diese Geschichten des Vaters, der einst zur See fuhr, sprachen von Ehrlichkeit und Mut, von Zuverlässigkeit und Kameradschaft, von den Freiheiten auf den Weltmeeren, wo es eine Freiheit noch gab, und von den Kriegsgefangenenlagern danach. Sie sprachen von den Träumen auf Deck bei sternklarer Nacht, und sie sprachen von der Angst unter Deck bei Stürmen in der Biskaya und den Beschüs-

sen feindlicher Torpedos, und sie sprachen von der Freude und der Hoffnung, die darin bestand, die Angst, die diese Männer hatten, zu teilen.

Ihr Vater war ein junger Leutnant-Ingenieur der deutschen Kriegsmarine, als er im Februar 1945 westlich des französischen Seehafens La Pallice, der in diesen Tagen seinen kriegerischen Schatten über die Bucht der Biskaya und die Insel Île de Ré warf, in die Gefangenschaft alliierter Befreier kam. Aber sein Geist blieb draußen auf See, und so sollte es von diesem Tag an fünfundzwanzig Jahre dauern, bis er anfang, seine in Freiheit zurückgelassenen Gedanken von dort zu befreien, sie zurückzuholen von der atlantischen See und jenem kalten und stürmischen Morgen im Februar 1945: Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und tief hängende, schwarze Wolken hüllten die brüllende See in ein tiefes Schweigen, der gleißende gelbe Suchstrahl an Bord eines französischen Zerstörers blendete die Besatzung des deutschen Minensuchbootes, die sich wehrlos ihren Befreiern ergab, denn als die von ihrem Leben und diesem Krieg enttäuschten deutschen Soldaten um Wochen vorher auf den Seestraßen des Ärmelkanals den *Fliegenden Holländer* sahen, wollte dieser sie nicht mitnehmen. Jetzt waren es die Franzosen, und die folgenden siebzehn Monate in deren Gefangenschaft in einem Lager bei Brest in der Bretagne sollten sie zu Freunden machen. Und dem jungen Marineleutnant-Ingenieur Gutfried Spey sollten die Erlebnisse auf See, in denen es für ihn nie zu kämpferischen Handlungen kam, fortan in guter Erinnerung bleiben. Genau so wie die Menschen, die ihn auf hoher See vor der französischen Atlantikküste vom Krieg befreiten, und die Menschen, die ihm von außen, durch den Zaun des Kriegsgefangenenlagers, frisches Brot und Butter reichten, sowie die Krankenschwester aus Bordeaux, die ihm, seines knabenhaften Aussehens wegen, eine der wenigen Penicillinspritzen gab und ihn somit weiterleben ließ. Es blieben ihm die Musiker seines Gefangenenchors in ebenso guter Erinnerung wie ein belgischer Junge namens Jacques Brel, der 1941 vor

den deutschen Besatzern an die raue Atlantikküste der Bretagne geflohen war und jetzt im Alter von sechzehn Jahren sein Brot damit verdiente, Lieder zu schreiben, die die einst befeindeten Soldaten gemeinsam spielten.

Gesprochen darüber hatte er nie. Erst als fünfundzwanzig Jahre später seine beiden Söhne aus zweiter Ehe, die Zwillingbrüder Hans und Paul, zur Welt kamen, da brach er sein Schweigen, und er fing an, von der grenzenlosen Freiheit auf den grenzenlosen Weiten der Weltmeere zu erzählen, von der Nächstenliebe zwischen Menschen, die nach den Regeln des Krieges Feinde waren, und er erzählte von den Verbrüderungen der Menschen auf See, weil da draußen, zwischen heulenden Stürmen und tosender Gischt, jeder Mann, jung oder alt, dick oder dünn, weiß oder schwarz, ein Seemann war. Und so erzählte er seinen Söhnen stolz und ehrlich die Geschichten von seinen Patrouillefahrten im Ärmelkanal, seiner Begegnung mit dem von Sagen umwobenen *Fliegenden Holländer*, von den einsamen Stunden während seiner Freiwachen in einer nassen und kalten Koje, den langen Stunden der Angst beim Durchfahren und Säubern der Minenfelder. Und er erzählte von der Kameradschaft an Bord und den gesellschaftlichen Werten wie Ehrlichkeit und Mut. Er erzählte von den Schönheiten der See und von ihrem kleinen Frieden an Bord in einer kriegerischen Zeit. Er erzählte diese Geschichten seinen Söhnen an fast allen Abenden, an denen sie zu Bett gingen, weil sie ihn danach fragten, und immer endeten seine Erzählungen mit den die gesamte Hoffnung und Zuversicht eines weisen Mannes bergenden Worten: »Schlaf schnell, Kinder, morgen früh ist die Nacht vorbei.« Und dann sang er sie in den Schlaf, er sang für sie das Lied *Amsterdam* von Jacques Brel: »*Dans le port d'Amsterdam, y a des marins qui chantent ...*« Im Hafen von Amsterdam sind Seeleute, die singen. Ein Bild von Harmonie und Wärme und Glück. Und ein Bild von Sicherheit. »... *y a des marins qui dorment ...*«

Und so wurde für den Vater Amsterdam die Stadt seiner Identität,

sie wurde der Ort, von dem er zu kommen glaubte, und der Ort, nach dem er sich noch immer und für immer sehnte, obwohl er nie in seinem Leben dort war. Aber er war ein Seemann, und das verband ihn mit allen Seemännern dieser Welt und vor allem mit den Seemännern im Hafen von Amsterdam.

Die Zwillingsbrüder wurden in diesen Jahren, die geprägt waren von den Erzählungen des Vaters, zu Seemännern, ohne bis dahin jemals selbst ein Schiff betreten zu haben. Sie bewunderten die Seeleute und ihre Stärke und beanspruchten deren narzisstischen Triumph und deren Unabhängigkeit für sich selbst. Für sie wurde der Seemann durch die Geschichten des Vaters und mit den Zeilen im Lied von Jacques Brel die Inkarnation männlicher Phantasie von Unabhängigkeit und Freiheit. Ein Seemann ist unabhängig von einer Frau, er wagt es fortzugehen und widersteht den Versuchungen von Abhängigkeiten. Er lebt die Träume eines narzisstischen Mannes, der es versteht, unabhängig von Zwängen zu leben, unabhängig von der Liebe einer Frau, frei von emotionalen oder materiellen Schranken. In ihren Köpfen reifte der Traum von einem Free Lunch. Und jetzt endlich, nach einundzwanzig Jahren, wussten sie, wonach sie suchten. Jetzt wussten sie es wieder.

Hochplantagen.

Die Speys sahen Regenwälder. Zeichen für das Verlassen einer Zivilisation. Zwölf Flugstunden von Schiphol, Amsterdam, über Miami, Florida, nach Puerto Plata, Dominikanische Republik, gingen zu Ende. Im Landeanflug Bilder einer unwirklichen, fremden Welt. Vereinzelt Hütten, rote Erde und dann wieder Regenwald. Bilder der Gegenwart. Das Flugzeug als Quarantäne.

Gelandet. Zuvor erschienen die No-Smoking- und Fasten-Seat-Belt-Zeichen, und die Fluggäste wurden gebeten, ihre Sitze zurück in die Ausgangsposition zu bringen.

Der Mann, der aussah wie ein Pirat, richtete sich nicht danach. Und weil es Piraten noch gibt, schienen die Stewardessen ihn zu meiden. Außerdem war er betrunken. Er war ein mittelgroßer Mann Mitte vierzig mit dünnem, kupferrotem Haar. In seinem feisten, rosafarbenen Gesicht, dem der Alkohol Kontur und Ausdruck gestohlen hatte, stachen glotzend zwei schwarze Augen. Sein kleiner Mund versteckte sich hinter einem kupferroten Oberlippenbart, der an den Mundwinkeln weit nach unten gezogen war, sodass das wulstige Kinn wie eine Insel wirkte, umgeben von rotem Seegras, Algen und Gestrüpp.

Christopher Columbus bezeichnete einst Hispaniola als das schönste Eiland, das er je gesehen hatte, als das schönste Stück Erde, das Gott je geschaffen hatte. Und die Speys: Für sie war es noch viel mehr. Und nun sollte ein Betrunkener dieses Bild zerstören. Unmöglich.

Wer war dieser Mann schon? Hatte er doch nichts gemein mit den Idealen der Gebrüder Spey. Ideale, die diesen Weg bestimmten, die Wegweiser waren auf der Suche nach dem Free Lunch.

Und jetzt dieser Asoziale.

»Na und, guck ihn dir doch an«, sagte Paul, »das Hawaiihemd! – Und dann viel zu groß. Lila Hosen. Unter den Sandalen weiße Socken, dass ich nicht lache, in den Tropen Socken!«

Noch schien Paul zu sprechen, als Hans denselben Satz des Bruders ein zweites Mal vernahm. Und so hallten ihm erneut Pauls Worte entgegen, so, als seien sie ein Echo, das es niemals gab.

»... weiße Socken, dass ich nicht lache, in den Tropen Socken!«

Später dann erfuhren sie, dass er sich *Capitano* nannte, und dass er ein kleines Appartement hatte am Rande der Stadt Sosúa, einem Fischerdorf im Norden der Dominikanischen Republik.

ZWEITER AKT

*Du meinst, du erinnerst dich.
Doch wieder ist es nur das erste Mal.*

Die Universität von Karlsruhe war deutschlandweit die angesehenste Eliteschmiede für angehende Wirtschaftswissenschaftler. Sie wurde gegründet zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts, als Heinrich Rudolf Hertz mit seinem Oszillator die Existenz der elektromagnetischen Wellen entdeckte. Als Anerkennung dieser bahnbrechenden Erkenntnis und um der einstigen Ingenieurschule in der nordbadischen Provinz den Flair und den Geist und das Ansehen einer wieder erstarkten Nation des Volkes von Denkern und Dichtern zu verleihen, hatte der damalige Dekan ihm den zweiten Hörsaal am Ehrenhof gewidmet, neben dem von Johann Gottfried Tulla, der den Rhein begradigt hatte.

Für die Speys hatte sie sich bereits bei ihrem ersten Besuch dadurch qualifiziert, dass neben der alten Eiche im Mittelpunkt des ursprünglichen Campus eine Siegesssäule aus weißem Marmor stand: die Freiheitsgöttin Fridericiana.

Die zunehmende Synchronisation aus Wirtschaftsprozessen und Technik führte dazu, dass ein neuartiger, revolutionärer Studiengang geschaffen wurde. Wirtschaftsingenieurwesen. Die perfekte

*... mehr davon erhalten Sie
beim Buchhändler Ihres Vertrauens
oder direkt beim Conte Verlag.*

CONTE *verlag*

Tel: (06 81) 4 16 24 28
Fax: (06 81) 4 16 24 44
E-Mail: info@conte-verlag.de
Internet: www.conte-verlag.de